

Colleen Hoover
Nächstes Jahr am selben Tag

Unverkäufliches Leseexemplar

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldung an
Lesermeinung@dtv.de

Mit einer Zitierung Ihrer Meinung
erklären Sie sich einverstanden.

ISBN 978-3-423-74025-8
ca. € 12,95 [D], € 13,40 [A], 16,90 SFr

Wichtiger Hinweis:

Das Lektorat dieses Textes ist noch nicht abgeschlossen.
Zum konkreten Stand der Korrekturen
wenden Sie sich bitte an den Verlag.

**Bei Rezensionen beachten Sie bitte
die Sperrfrist bis zum Erscheinungstermin
am 10. Februar 2017**

Colleen Hoover

NÄCHSTES JAHR AM SELBEN TAG

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katarina Ganslandt

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Colleen Hoover sind bei dtv junior außerdem lieferbar:

Weil ich Layken liebe
Weil ich Will liebe
Weil wir uns lieben
Hope Forever
Looking for Hope
Finding Cinderella
Love and Confess
Maybe Someday
Zurück ins Leben geliebt



Deutsche Erstausgabe
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Colleen Hoover 2015
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›November 9‹,
2015 erschienen bei Atria Paperback, an imprint of
Simon & Schuster, Inc., New York
All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form.
This edition published by arrangement with the original publisher,
Atria Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Frauke Schneider unter Verwendung eines Fotos
von iStock by getty images/Braun S
Gesetzt aus der Janson 10/13´
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74025-8

Für Levi:

*Du hast einen großartigen Musikgeschmack
und deine Umarmungen sind immer ein bisschen unbeholfen.
Bleib bloß, wie du bist.*

Erster 9. November

Durchsichtig bin ich, ein Wasserwesen.

Ziellos umhertreibend.

Sie ist ein Anker, der in mein Meer sinkt.

Benton James Kessler

FALLON

Was es wohl für ein Geräusch machen würde, wenn ich ihm jetzt einfach mein Glas an den Kopf werfen würde?

Das Glas ist schwer. Sein Schädel ist hart. Das lässt auf ein sattes KLONK hoffen.

Würde er bluten? Auf dem Tisch steht ein Serviettenspender, aber es sind nur die billigen, die nicht dick genug sind, um viel Blut aufzusaugen.

»Tja, unglaublich, was? Ich stehe selbst noch ein bisschen unter Schock«, sagt er.

Ich umklammere mein Glas fester, um zu verhindern, dass es wirklich gleich an seinem Schädel landet.

»Fallon?« Er räuspert sich und setzt seinen sanftesten Blick auf, der aber nichts daran ändert, dass sich seine Worte wie Klingen in mein Herz gebohrt haben. »Möchtest du nichts dazu sagen?«

Ich ramme meinen Strohhalm in einen der hohlen Eiswürfel und stelle mir vor, es wäre sein Kopf.

»Was willst du denn hören?«, sage ich, was mehr nach einem trotzigem Kind klingt als nach der Achtzehnjährigen, die ich bin. »Soll ich dir etwa *gratulieren*?«

Ich verschränke die Arme, lehne mich ins Polster der Sitznische zurück und funkle ihn an. Er wirkt zerknirscht. Keine Ahnung, ob er spürt, wie sehr mich seine Ankündigung getroffen hat, oder ob seine Reue bloß gespielt ist. Obwohl wir uns

erst seit fünf Minuten gegenüber sitzen, ist es ihm wieder mal gelungen, seine Seite des Tisches zur Bühne zu machen. Und mich zu seiner Zuschauerin.

Er trommelt mit den Fingern auf sein Glas und sieht mich mehrere Takte hindurch schweigend an.

Tatapptatapp.

Tatapptatapp.

Tatapptatapp.

Natürlich rechnet er damit, dass ich wie üblich einlenke und ihm sage, was er hören möchte. Aber da wir uns in den letzten zwei Jahren nur noch selten gesehen haben, hat er nicht mitbekommen, dass ich nicht mehr das Mädchen bin, das ich früher mal war.

Als ich mich weigere, die gewünschte Reaktion zu zeigen, stützt er seufzend die Ellbogen auf den Tisch. »Ich hatte gehofft, du würdest dich vielleicht für mich freuen.«

»Mich für dich *freuen*?« Ich schüttle den Kopf.

Das kann nicht sein Ernst sein.

Er zuckt mit den Schultern und kann sich ein stolzes Grinsen nicht verkneifen. »Na ja. Ich hätte nicht gedacht, dass ich noch mal Vater werden würde.«

Ich lache ungläubig. »Dass man in der Lage ist, sein Sperma in eine Vierundzwanzigjährige zu spritzen, macht einen noch lange nicht zu einem Vater«, sage ich bitter.

Sein Grinsen erstirbt. Jetzt lehnt er sich zurück, neigt den Kopf und zieht leicht die Brauen zusammen. Diesen Blick hat er entwickelt, um ihn immer dann einzusetzen, wenn er nicht weiß, wie er eine Szene spielen soll. »*Er ist perfekt, weil man jede beliebige Gefühlsregung hineininterpretieren kann: Traurigkeit, Bedauern, Mitgefühl oder Betroffenheit.*« Hat er schon vergessen, dass er mein halbes Leben lang mein Schauspiellehrer war und das einer der ersten Tricks, die er mir beigebracht hat?

»Du denkst, ich habe kein Recht, mich *Vater* zu nennen?« Er klingt verletzt. »Was bin ich denn dann für dich?«

Ich gehe nicht davon aus, dass er auf diese Frage ernsthaft eine Antwort erwartet, spieße einen weiteren Eiswürfel auf, lasse ihn mir in den Mund gleiten und zerbeiße ihn gnadenlos. In der Nacht, in der meiner Karriere mit gerade mal sechzehn ein jähes Ende gesetzt wurde, habe ich aufgehört, ihn als »Vater« zu betrachten. Wobei er wahrscheinlich auch vorher weniger ein Vater für mich war als vielmehr mein Schauspielcoach.

Er streicht sich vorsichtig durch die für viel Geld frisch in seine Kopfhaut gepflanzten Haare. »Warum sagst du so etwas?« Jetzt kann er seine wachsende Gereiztheit nicht mehr verbergen. »Nimmst du mir etwa immer noch übel, dass ich nicht zu deiner Abschlussfeier gekommen bin? Ich habe dir doch erklärt, dass ich einen wichtigen Termin hatte, der sich nicht verschieben ließ.«

»Nein«, antworte ich ungerührt. »Das nehme ich dir nicht übel. Du warst ja gar nicht eingeladen.«

Er beugt sich vor und sieht mich fassungslos an. »War ich nicht?«

»Nein. Ich hatte nur vier Karten.«

»Wie bitte? Ich bin dein Vater! Warum hast du mich nicht eingeladen?«

»Du wärest doch sowieso nicht gekommen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Du *bist* nicht gekommen.«

Er verdreht die Augen. »Natürlich nicht, Fallon. Ich war ja auch nicht *eingeladen*.«

Ich seufze. »Du bist echt unmöglich. Jetzt verstehe ich, warum Mom dich verlassen hat.«

Er schüttelt den Kopf. »Deine Mutter hat mich verlassen, weil ich mit ihrer besten Freundin geschlafen habe. Mit meinem Charakter hatte das rein gar nichts zu tun.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Selbstzweifel kennt dieser Mann nicht. Obwohl mich genau diese Eigenschaft zur Weißglut treibt, beneide ich ihn gleichzeitig fast darum. Manchmal wünschte ich mir, ich wäre ein bisschen mehr wie er und weniger wie Mom. Er ist vollkommen blind für seine Fehler, während ich nichts anderes sehe als meine Schwächen. Sie sind das Erste, woran ich morgens beim Aufwachen denke, und das Letzte, was mich Nacht für Nacht in den Schlaf begleitet.

»Wer von Ihnen hatte das Lachsfilet?«, fragt der Kellner. Perfektes Timing.

»Ich, bitte.« Er stellt den Teller vor mich hin und ich greife nach meiner Gabel, schiebe dann aber doch nur den Reis von einer Seite zur anderen, weil mir inzwischen der Appetit vergangen ist.

»Moment!«

Ich hebe den Kopf, aber der Kellner redet gar nicht mit mir, sondern mit meinem Vater. »Sind Sie nicht ...?« *Das musste ja kommen.* »Na klar!« Ich fahre zusammen, als er laut in die Hände klatscht. »Sie *sind* es! Sie sind Donovan O'Neil! Sie haben Max Epcott gespielt!«

Mein Vater zuckt mit den Schultern, als wäre das keine große Leistung, dabei ist Bescheidenheit etwas, das ihm völlig fremd ist. Obwohl die Serie, in der er Max Epcott gespielt hat, schon vor zehn Jahren abgesetzt wurde, bildet er sich immer noch ein, sie wäre eine der Sternstunden der Fernsehgeschichte gewesen. Und das wird er auch weiterhin glauben, solange es immer wieder Leute gibt, die ihn erkennen und reagieren, als hätten sie noch nie in ihrem Leben einen Schauspieler vor sich gesehen. Hallo? Wir sind in L. A.! Hier ist *jeder* Schauspieler!

Ich steche voller Mordlust meine Gabel in den Lachs und will mir einen Bissen in den Mund schieben, als der Kellner fragt, ob ich ein Foto von ihm und meinem Vater machen kann.

Seufz.

In dem Moment, in dem ich aus der Nische rutsche und aufstehe, hält er mir sein Handy hin, aber ich schüttele den Kopf und gehe um ihn herum. »Sorry, ich muss dringend auf die Toilette«, sage ich. »Machen Sie doch ein Selfie mit ihm. Da steht er total drauf.«

Sobald kurz darauf die Tür der Waschräume hinter mir zugefallen ist, atme ich erleichtert auf. Keine Ahnung, wieso ich auf die bescheuerte Idee gekommen bin, mich mit meinem Vater zum Mittagessen zu treffen. Okay, vielleicht hat es etwas damit zu tun, dass ich aus L.A. wegziehe und ihn eine ganze Weile nicht mehr sehen werde. Aber selbst das rechtfertigt nicht, dass ich mir das hier freiwillig antue.

Zielstrebig steuere ich die erste Kabine in der Reihe an, schließe mich ein, ziehe eine Schutzfolie aus dem Spender und breite sie über den Sitz. Irgendwo habe ich mal gelesen, dass in öffentlichen Toiletten die Sitzfläche in der ersten Kabine immer am wenigsten verkeimt ist, weil die meisten Leute fälschlicherweise davon ausgehen, dass sie am häufigsten benutzt wird, und sie deshalb meiden. Ich nicht. Ich gehe sogar grundsätzlich immer nur in die erste Kabine. Seit ich als Sechzehnjährige mehrere Monate im Krankenhaus verbringen musste, bin ich, was Bakterien angeht, ein bisschen paranoid.

Als ich fertig bin, wasche ich mir sehr lange und gründlich die Hände, wobei ich starr nach unten schaue. Normalerweise bin ich ziemlich geübt darin, meinem Spiegelbild auszuweichen, aber als ich ein Papiertuch aus dem Spender ziehe, erhasche ich aus dem Augenwinkel doch einen Blick auf mein Gesicht. Ich habe es noch immer nicht geschafft, mich an den Anblick zu gewöhnen.

Nachdenklich streiche ich über die vernarbte Haut, die sich über die linke Hälfte meines Gesichts zum Hals hinunterzieht und im Kragen meiner Bluse verschwindet. Unter der Kleidung

bedecken die Narben die gesamte linke Seite meines Oberkörpers bis zur Taille. Narben, die mich für den Rest meines Lebens daran erinnern, dass das Feuer damals real war und kein schrecklicher Albtraum, aus dem ich aufwachen könnte, wenn ich mich kneife.

Nach dem Brand war der größte Teil meines Körpers erst einmal monatelang unter Verbänden verborgen. Jetzt, wo die Wunden zu Narben verheilt sind, ertappe ich mich immer wieder dabei, wie ich sie fast zwanghaft berühre. Die verbrannte Haut fühlt sich ganz weich an, wie Nappaleder oder Samt. Eigentlich sollte man erwarten, ihre Beschaffenheit würde mich genauso abstoßen wie ihr Anblick, aber ich streiche mir oft gedankenverloren über den Hals oder den Arm, als würde ich eine Art Brailleschrift auf meinem Körper entziffern. Sobald ich merke, was ich tue, höre ich schnell wieder auf. Ich sollte nichts schön finden, das so untrennbar mit der Nacht verknüpft ist, in der mein Leben in Flammen aufging.

Am Aussehen der Narben finde ich natürlich überhaupt nichts Schönes. Es ist, als hätten die Flammen meine Haut mit pinkfarbenem Leuchtstift markiert, damit alle sehen, was sie mir angetan haben. Ich kann noch so sehr versuchen, die Narben unter meinen Haaren und meiner Kleidung zu verstecken, sie sind da und werden es für immer sein. Eine unauslöschliche Erinnerung an die Nacht, in der so viel von dem, was an meinem Leben gut und an mir schön war, zerstört wurde.

Eigentlich gebe ich nichts auf Jahrestage, aber als ich heute Morgen aufgewacht bin, wusste ich sofort, welches Datum ist. Das lag vermutlich daran, dass es das Letzte war, woran ich vor dem Einschlafen gedacht hatte. Heute vor zwei Jahren ist im Haus meines Vaters das Feuer ausgebrochen, in dem ich beinahe ums Leben gekommen wäre. Möglicherweise ist das der Grund, warum ich mich ausgerechnet heute mit ihm verabredet habe. Vielleicht habe ich ja insgeheim gehofft, er würde sich

auch an das Datum erinnern und etwas sagen, das mich tröstet. Natürlich hat er sich schon oft bei mir entschuldigt, aber ehrlich gesagt weiß ich nicht, wie ich ihm jemals verzeihen soll, was passiert ist.

Obwohl ich seit der Scheidung meiner Eltern bei meiner Mutter wohne, habe ich vor dem Brand immer auch ein-, zweimal pro Woche bei meinem Vater übernachtet. Am Morgen des Tages, an dem das Haus brannte, hatte ich ihm per SMS angekündigt, dass ich bei ihm schlafen würde. Hätte er in dem Moment, in dem er die Flammen bemerkte, nicht sofort nach oben in mein Zimmer stürzen müssen, um mich zu retten?

Das hat er nicht getan. Schlimmer noch. Er hatte völlig vergessen, dass ich da war. Niemand wusste, dass noch jemand im Haus war, bis die Feuerwehrleute meine Schreie hörten. Ich weiß, dass mein Vater sich deswegen schuldig fühlt. Er hat sich wochenlang jedes Mal bei mir entschuldigt, wenn er zu mir ins Krankenhaus kam. Mit der Zeit sind seine Besuche dann seltener geworden, genau wie seine Anrufe und auch die Entschuldigungen. Seitdem habe ich mich innerlich immer weiter von ihm entfernt, auch wenn ich wünschte, es wäre anders. Ich weiß, dass der Brand durch eine Verkettung unglücklicher Umstände entstanden ist, für die niemand etwas kann. Ich habe überlebt. Das sind die Tatsachen, auf die ich mich zu konzentrieren versuche. Trotzdem fällt es mir schwer, keine Verbitterung zu empfinden, wenn ich mich im Spiegel sehe.

Oder wenn jemand anderes mich ansieht.

Die Tür schwingt auf. Eine Frau kommt herein, bemerkt mich und wendet schnell den Blick ab, bevor sie die letzte Kabine in der Reihe ansteuert.

Tja, wäre sie mal lieber in die erste gegangen.

Früher hatte ich einen schulterlangen Bob mit kurzem Pony, aber seit zwei Jahren lasse ich mir die Haare lang wachsen. Jetzt streiche ich mir die dunklen Strähnen wieder so hin, dass sie

meine linke Gesichtshälfte fast völlig verdecken. Ich ziehe den linken Ärmel meiner Bluse bis zum Handgelenk herunter und klappe den Kragen hoch, um meinen Hals zu verstecken. Dadurch sind die Narben kaum sichtbar und ich ertrage es besser, mich im Spiegel zu betrachten.

Früher fand ich mich hübsch, jetzt können Haare und Kleidung nur einen Teil meiner Hässlichkeit kaschieren.

Als ich die Spülung rauschen höre, trete ich schnell die Flucht an, bevor die Frau aus der Kabine kommt.

Ich gehe anderen Leuten möglichst aus dem Weg. Nicht etwa, weil ich Angst hätte, sie könnten mich anstarren, sondern weil sie mich eben gerade *nicht* anstarren. Mir ist aufgefallen, dass die meisten Menschen sofort wegschauen, sobald sie meine Narben sehen. Wahrscheinlich aus Höflichkeit, weil sie mir nicht das Gefühl geben wollen, entstellt zu sein. Ich fände es schön, wenn mir zur Abwechslung mal wieder jemand in die Augen schauen würde. Das habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Auch wenn ich es mir ungern eingestehe: Ich vermisse die bewundernden Blicke, die mir früher oft zugeworfen wurden.

Als ich wieder ins Lokal komme, bin ich fast enttäuscht zu sehen, dass mein Vater immer noch an unserem Tisch sitzt. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn er während meiner Abwesenheit einen Anruf bekommen und wegen irgendeiner dringenden Sache sofort hätte aufbrechen müssen.

Während ich darüber nachdenke, wie traurig es ist, dass ich lieber an einen leeren Tisch zurückgekehrt wäre, bemerke ich plötzlich jemanden in der benachbarten Nische.

Normalerweise achte ich nicht auf die Leute in meiner Umgebung, weil ich lieber gar nicht mitbekommen möchte, wie sie krampfhaft versuchen, jeglichen Augenkontakt mit mir zu vermeiden. Aber dieser Typ, der ungefähr in meinem Alter ist, sieht mich sehr eindringlich an. Neugierig. Offen.

Schade, dass ich die Zeit nicht um zwei Jahre zurückdrehen kann. Der Typ ist nämlich echt süß, und zwar nicht auf diese glatte, übertrieben gestylte Art, die in Hollywood so verbreitet ist. Hier sehen die Männer alle mehr oder weniger gleich aus, als gäbe es so etwas wie den Idealtypus des erfolgreichen Jungschauspielers, dem sie alle zu entsprechen versuchen.

Vor mir sitzt das genaue Gegenteil davon. Die Bartstoppeln auf seinen Wangen sind nicht zu einem exakt abgezirkelten Kunstwerk geschnitten, sondern sprießen so ungleichmäßig, als hätte er bis spätnachts gearbeitet und wäre nicht dazu gekommen, sich zu rasieren. Seine dunkelbraunen Haare sind nicht mit Gel in Form gezupft, um ihnen einen Ich-bin-gerade-aufgestanden-Look zu verpassen, sondern stehen zerzaust nach allen Seiten ab. So sieht man aus, wenn man *tatsächlich* verschlafen hat und keine Zeit hatte, in den Spiegel zu schauen.

Merkwürdigerweise finde ich seine abgerockte Erscheinung kein bisschen abschreckend, sondern im Gegenteil sogar ziemlich anziehend. Er wirkt, als wäre ihm sein Äußeres komplett egal, und ist dabei trotzdem einer der hübschesten Männer, denen ich je begegnet bin.

Glaube ich.

Vielleicht ist das ja auch nur eine paradoxe Nebenwirkung meines Hygienefimmels, und ich sehne mich insgeheim so sehr nach der Unbekümmertheit, die dieser Typ ausstrahlt, dass ich sie mit Attraktivität verwechsle.

Oder fühle ich mich vielleicht deshalb zu ihm hingezogen, weil er zu den wenigen Menschen gehört, die meinem Blick nicht ausweichen, sondern ihn erwidern?

Ich bin hin- und hergerissen, ob ich schneller gehen soll, um diesen Augen zu entgehen, oder extra langsam, um die Aufmerksamkeit zu genießen, die er mir schenkt.

Als ich an seinem Tisch vorbeikomme, wendet er sich mir zu, und jetzt wird mir sein Interesse doch zu viel. Ich spüre, wie ich

rot anlaufe, senke hastig den Blick und lasse meine Haare wie einen Vorhang vors Gesicht fallen. Eben habe ich noch bedauert, dass niemand mich mehr anschaut, und jetzt, wo es jemand tut, will ich nur noch, dass er wegsieht.

Als ich im letzten Moment noch einmal kurz in seine Richtung spähe, erhasche ich den Anflug eines Lächelns.

Offensichtlich hat er meine Narben nicht bemerkt, sonst hätte er garantiert nicht gelächelt.

Gott. Es kotzt mich selbst an, dass ich solche Gedanken habe. Das ist einfach nur erbärmlich. Früher war ich ganz anders. Aber meine Selbstsicherheit von damals ist in den Flammen verschmort. Ich habe zwar daran gearbeitet, mir ein kleines bisschen davon zurückzuholen, doch es fällt mir trotzdem wahnsinnig schwer zu glauben, ich könnte jemand anderem gefallen, wenn ich meinen eigenen Anblick schon selbst nicht ertrage.

»Davon kriegt man einfach nie genug«, sagt mein Vater, als ich ihm gegenüber wieder in die Bank rutsche. Ich sehe ihn überrascht an, weil ich fast vergessen hatte, dass er ja auch noch da ist.

»Wovon?«

Mit der Gabel zeigt er in Richtung des Kellners, der jetzt an der Kasse steht. »Davon«, sagt er. »*Fans.*« Er schiebt sich einen Bissen in den Mund. »Also. Was willst du mit mir besprechen?«

»Warum glaubst du, dass ich etwas besprechen will?«

Er zuckt mit den Schultern. »Wir treffen uns zum Mittagessen. Offensichtlich hast du mir irgendwas zu sagen.«

Es macht mich traurig, dass unsere Beziehung mittlerweile einen solchen Tiefpunkt erreicht hat. Dass hinter einer simplen Essensverabredung nicht einfach der Wunsch einer Tochter stecken kann, mal wieder ihren Vater zu sehen.

»Ich ziehe morgen nach New York. Na ja, eigentlich schon

heute Nacht. Aber mein Flug geht so spät, dass ich offiziell erst am 10. November in New York lande.«

Mein Vater greift nach seiner Serviette, presst sie sich an die Lippen und unterdrückt ein Husten. Jedenfalls bin ich mir ziemlich sicher, dass es eins ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich vor Schreck über meine Ankündigung verschluckt hat.

»New York?«, wiederholt er ungläubig.

Und dann lacht er.

Lacht. Als fände er die Vorstellung, dass ich in New York leben könnte, unfassbar lustig. *Ganz rubig, Fallon. Dein Vater ist ein arroganter Arsch. Das ist nichts Neues.*

»Was um alles in der Welt willst du dort? Und warum? Wie kommst du ausgerechnet auf New York?«, fragt er. »Und sag jetzt bitte nicht, du hättest jemanden auf einer Dating-Website kennengelernt.«

Mein Puls rast. Kann er nicht wenigstens so *tun*, als würde er mich ernst nehmen?

»Na ja, ich finde, es wird langsam Zeit für mich, wieder Tritt zu fassen, und ich dachte ... ich könnte es am Broadway versuchen.«

Als Siebenjährige hat er mich mal nach New York mitgenommen und ist mit mir in eines der großen Musical-Theater am Broadway gegangen, wo wir *Cats* gesehen haben. Der Abend gehört zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen. Mein Vater hat sich immer gewünscht, dass ich Schauspielerin werde, aber erst in dem Moment, in dem ich zum ersten Mal richtige, echte Menschen auf einer Bühne erlebt habe, wusste ich, dass ich Schauspielerin werden *muss*. Seitdem schlägt mein Herz fürs Theater. Aber obwohl ich immer davon geträumt habe, eines Tages selbst auf der Bühne zu stehen, habe ich dieses Ziel nie verfolgt, weil mein Vater jeden Schritt meiner Karriere für mich geplant hat. Und für ihn stand von Anfang an fest, dass

ich natürlich zum Film gehen würde. Ich habe keine Ahnung, ob ich so mutig bin, tatsächlich an einem Vorsprechen teilzunehmen – immerhin habe ich seit zwei Jahren nicht mehr gearbeitet. Aber die Entscheidung, nach New York zu ziehen, ist zumindest ein erster Versuch, mich aus der Erstarrung zu lösen, die mich seit dem Brand lähmt.

Mein Vater nimmt einen Schluck von seinem Wasser. »Ach, Fallon«, seufzt er und stellt das Glas ab. »Ich weiß, dass du die Schauspielerei vermisst, aber meinst du nicht, dass es an der Zeit wäre, Alternativen auszuloten?«

Wie bitte? Wenn ich nicht so vor den Kopf gestoßen wäre, würde ich ihn jetzt darauf hinweisen, wie unglaublich inkonsequent es ist, so etwas zu sagen. Schließlich war er es, der mich mein gesamtes Leben lang gedrängt hat, in seine Fußstapfen zu treten. Allerdings war nach dem Brand nie mehr die Rede davon, dass ich weiterhin als Schauspielerin arbeiten kann.

Ich bin nicht naiv. Natürlich weiß ich, dass er denkt, ich würde nicht mehr die nötigen Voraussetzungen mitbringen. Und vermutlich hat er damit sogar recht. Aussehen spielt in Hollywood nun mal eine wahnsinnig wichtige Rolle.

Aber genau aus diesem Grund will ich nach New York. Wenn ich jemals wieder als Schauspielerin arbeiten möchte, habe ich am Theater vermutlich noch am ehesten eine Chance.

Es verletzt mich, dass er mir so offen zeigt, wie wenig er von meinem Plan hält. Im Gegensatz zu ihm fand meine Mutter die Idee sofort toll. Sie hat sich schon Sorgen um mich gemacht, weil ich kaum noch vor die Tür gegangen bin, seit ich nach dem Schulabschluss mit meiner Freundin Amber zusammengezogen bin. Natürlich ist sie traurig, dass ich so weit wegziehe, aber ich spüre auch, wie stolz und glücklich es sie macht, dass ich mich aus der Sicherheit meines Zuhauses hinauswage.

Warum kann nicht auch mein Vater sehen, was für ein großer und wichtiger Schritt das für mich ist?